

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der weiße Jäger.

Skizze von Max Preis.

(Nachdruck verboten.)

Ueber den Altstädter Ring zu Prag kroch die Dämmerung. Bog einen braunen Vorhang vor die zarte und ernste Silhouette der Deynfirke, schob sich wie ein unruhiges Geheimnis vor die Heimsüchlichkeit des Rathhauses und schritt mit abenteuerlicher Bedächtigkeit in die kleinen dunklen Gassen und Höfe rings um den seltsam unwirklichen Platz, um dort das letzte Flüstern des Tageslichts ganz zu ersticken. Vor dem Wunderwerk der alten Uhr des Altstädter Rathhauses standen Soldaten. Leute, die alle Spuren des Krieges in verwitterten oder kränzlich blassen Gesichtern trugen.

Feldgrane Bürden, die, schon genesen, den letzten Angehörigen zerstückelter und wieder beizugewordener Glieder noch ein wenig mühselig durch den lauen Abend trugen; deutsche Krieger, die hier im Bundesland Erholung nach schweren Tagen fanden, stämmige ungarische Husaren, Tiroler Jäger, aufrecht und allen Wettern trotzend wie die Schirmtanne vor dem Hof in der fernem Heimat. Alle Sprachen wirrten ineinander, hundert Farben säufelten sich unter den milden Händen der frühen Dämmerung, und ein letztes, kaum mehr vernehmliches Echo des großen Krieges stockte, vor den Wahrzeichen der uralten Stadt.

In die festliche, mit allerlei Mysterium verschönerkte Uhr am Altstädter Rathause kam Bewegung. Sie geht nicht mit der Zeit, kümmert sich nicht um den eiligen Rhythmus der Gegenwart; sie, die um die Schattens astrologischer Verborgenheiten weiß, schlägt ihre eigenen Stunden. In feierlich ernstem Zug, mit all der Schaubudenwürde von Marionetten ziehen die Gestalten aus den kleinen Fenstern. Der Tod macht sich mit seiner Glode zu schaffen, und ein heiserer Hahn kräht aus Verweis. Die Sinnbildlichkeit des Mechanismus dieser alten, kostbaren Spielerei, findet bei den Soldaten unten dankbare Zuschauer. Das ist ein Spaß — nach diesen, heißen, grausamen Monaten alten Uhren und ihrem verworrenen Geheimnis folgen zu dürfen. Die braven Jüngens, die so Arges hinter sich haben, glauben sich im Theater, und es fehlt nicht viel, so würden sie dem kreischenden Hahn, dem ewigen Wächter aller Zeiten, Beifall klatschen. Leute mit festem Mienenspiele steigen nun durch den Abend; elegante Frauen kommen, Offiziere, polnische Flüchtlinge. Ja, es ist ein Leben jetzt in Prag! Und alle gucken nach der Uhr und nach dem heiseren Hahn.

Da steht auch ein österreichischer Jäger und sieht in das Spieltheater. Ein hunger Offizier. Um die rechte Schulter haftet ihm ein Verband. Sonderbar, alles an dem Mann ist Kraft, Sonne, Jugend. Nur die Augen, die dem Spiel der Uhr folgen, sind heiß, krank und wissend. Und sein Haar ist weiß! gebleicht. Ergreifend ist dies Bild — so viel stolze Männlichkeit unter so greisenhaftem Haupt. Was mag der Mensch erlebt haben! Einige weichen ihm schon aus, Gespräche werden stumm aus Rücksicht und Verlegenheit, und manche flüstern: „Der weiße Jäger!“

Hinter den Lauben, wo die Prager Goldschmiede Juwelen feil halten, öffnet sich die dunkle Melantrichgasse. In ihrer schützenden Enge verschwindet still, weltfremd dahinschreitend, der weiße Jäger.

Ich bin ihm gefolgt und habe ihn kennen gelernt. Seine Brustwunde war so gut wie geschlossen, darum brauchte er auch nicht mehr ins Lazarett und konnte mir schon nach wenigen Tagen bei einem Glase Wein die Geschichte erzählen, wie es kam, daß sein Haar erbleichte. Eine Geschichte, in der die Wucht des Krieges

und ebenso stille und unsagbare Dinge mitspielen. Nach den Verlegenheiten der ersten Viertelstunde erzählte der Oberleutnant, ohne einen richtigen Ausruf oder Uebergang von den Nebenächlichkeiten des Gesprächs zu suchen, so, als hätte er darauf gewartet, sich durch ein Bekenntnis zu befreien, seine Geschichte.

Sie haben mich wohl vor der Uhr am Altstädter Rathhaus zuerst gesehen? Und mein weißes Haar, das fiel Ihnen wohl auf? Na, ja, es ist ja auch sonst nicht die Art junger Leute, mit einem schneeweißen Schädel herumzulaufen. Die glauben nämlich alle, müssen Sie wissen, ich sei draußen an der Front vor Schreden oder Grauen plötzlich weiß geworden. Wie, das haben Sie auch gemeint? Aber, ich denke ja gar nicht daran. Krieg ist Krieg, das wird sich doch ein richtiger Soldat nicht so zu Herzen nehmen, daß er sein braunes Haupthaar verändert. Und, ich bitte, es war nämlich sehr schön braun, ein paar Jungsbrüder Mädels — ich lag lange in Tirol in Garnison — haben sich regelrecht darein vergafft. Wie meinen Sie? Na, ja, ich glaube ja selber, daß ich ein bißel gewollt was zu machen verjude. Man denkt halt manchmal, es ist alles so wie früher einmal. Aber, bei Gott, ich bin froh, wenn ich keine Witze machen brauche. Profit, übrigens. Ja, angefangen hat es oben in Galizien. Ein schöner, polnischer Herrschaft war's. Merkwürdig sauber das ganze Schloß. An eine tiefe, ruhige Kastanienallee, die von der zerfahrenen und vom Munitionstransporte zerschundenen Landstraße zum Herrenhof führt, muß ich oft denken. In dieser Allee hatte ich nach den furchtbaren Attacken der vorausgegangenen Wochen zum erstenmal wieder das Gefühl: Du bist doch Mensch. Oh, diese weltverwundende Stimmung, diese wunderbare Abgeschlossenheit! Nur von ganz fern her, über niedrigen Wald hallend, die Kanonen der Amerikaner. Vielleicht auch, daß ich an diese Allee darum so oft denken muß, weil ich hier die Schloßfrau kennen lernte. Kühl und teilnahmslos, als würde sie der Krieg nicht im geringsten berühren, sah sie auf einer Bank, den Blick in ein herblich-blühendes Blumenbeet verloren. Pflügend, mit einer wundervollen Herablassung nahm sie meine Vorstellung und die Bitte, alle Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, entgegen. Dann hat sie mich und noch drei meiner Kameraden zum Abendessen. Ich sage Ihnen, man vergißt in solchen Augenblicken wirklich, daß es ringsum auf Leben und Tod geht.

Ich entsinne mich, ich war glücklich, ihr das französische Buch, das sie auf der Bank hatte liegen lassen, in den Speiseaal nachtragen zu dürfen. Schön war die Frau, Vergott noch einmal! Wissen Sie: Kultur, Klasse! Ueberhaupt: das ganze Schloß: Geschmack, ungewollte edle Eigenart. Unten im Dorf der Lärm der Mannschaft. Man war ja weit vom Feind. Und hier oben, mit dem Blick in die traurige Herbstlandschaft, das Abendessen todmüde, von den Augen einer schönen Frau angefeuerter Offiziere. Blumen, Geflügel, Feuchte, Wein. — Sie begriffen es ja garnicht, wie erlesen dies alles ist nach den namenlosen Strapazen. Na, und die Vorstellung: Du wirst heute einmal in einem richtigen Bett schlafen. . . . ! Ich will Sie nicht aufhalten mit Watereien, die Ihnen ja doch nicht so prunkvoll erscheinen können wie mir noch in der Erinnerung. Und ich bin doch auch Soldat und kein Fremdenführer in galizischen Schlössern. Sie müssen es übrigens auch schon heraus haben: noch am selben Abend war ich in Frau Muszja Orłowska verliebt. Von einer tollen Sehnsucht ergriffen nach ihren Lippen — es war im Krieg und der erste Hauch nach hundert Tagen unbeschreiblicher Arbeit des Gehirns und des Körpers.

Meine drei Kameraden waren zu Bett gegangen, in der Kastanienallee patrouillierten die Posten, und ich küßte Muszja

Orlowska die Hände. Die ersten Frauenhände nach hundert Tagen. Dabei ich geseh, daß mich mein Unteroffizier meiner Kompanie gerannt hatte, die Orlowska stände im Verdacht, russophil zu sein? Ich schlug die Warnung in den Wind. Teufel noch mal, so verrückt macht mich kein Weib, daß ich nicht wasdam bliebe und im Moment der Gefahr wüßte, was ich zu tun habe. Drei Tage waren wir im Schloß. Drei so göttlich ruhige Tage. Wie wenn es keinen Krieg mehr gäbe. Ja, ich war glücklich mit dieser Frau, aber am dritten Tage kam doch die Schminde nach Bewegung und Taten über mich. Morgen sollten wir fort. Wieder an den Feind. Ich nahm Abschied von der Orlowska. Sie rezitierte polnische Gedichte. Dann gab sie mir einen Rosenzweig. Und zum guten Ende lasen wir in der Bibel. Sie hatte oft so verstreute Einfälle. Weiß Gott, wie es kam, in einer weichen, lächerlichen Stimmung, vielleicht aus dem Wehklagen heraus: Du wirst nun lange nicht mehr neben einer schönen polnischen Aristokratin sitzen und von heißen und sentimentalen Dingen reden, sagte ich, wohl auch, weil mir die Warnung des Unteroffiziers einfiel, plötzlich:

„Musja, ehe der Dahn zweimal kräht, wirst du mich dreimal verraten haben!“ Ich vergesse nie die Augen, die mich nach diesen Worten trafen. Ich habe ihren Sinn damals nicht verstanden; heute weiß ich, daß sie die Angst vor dem aufgedeckten Geheimnis, daß sie Beherrschung und Bergewissung, Schranken, Reue und Festigkeit ausdrückten und — vielleicht auch Liebe — ja, auch ein bißchen Liebe. Musja Orlowska küßte mich auf die Stirne und sagte mir ein Wort: „Ich hab dich wirklich lieb — ich kann nicht anders.“ Dann ging sie, und wir sahen sie diesen Abend nicht wieder. „Ich kann nicht anders.“ — Herr ich habe über dieses Wort nachgedacht und konnte keinen Sinn finden. Heute verstehe ich es. Damals wies ich jeden Verdacht von mir, und jetzt stand ich in der stillen Allee und sah nach dem Fenster der Orlowska. Mäßige Sorge. Eine Viertelstunde noch blieb es hell in ihrem Schlafzimmer. Ein ruhiger gleichmäßiger Schein. Kein, die gibt keine Lichtsignale. Dann fällt das sanfte Licht in sich zusammen. Alles still, alles dunkel. Ich höre die Uhr im Zimmer der Orlowska eine Stunde anzeigen. Ich wundere mich noch einmal darüber, daß eine so kultivierte Frau ein so geschmackloses Spielzeug duldet. — Sie müssen wissen, bei jedem Stundenschlag krähte und piepste ein Hahnenschrei aus dem Uhrwerk. Na, mir kann's gleich sein, und schon will ich ins Dorf hinaus zur Truppe. Morgen geht's ja los. Da — täusche ich mich — aus dem Zimmer der Orlowska wieder das vermaledeite Hahnengekreische. Kann? Ich halte den Atem an. Nach etwa 10 Minuten wieder das Hahnengekreische. Keine Uhr geht mir etwas zu rasch, polnisches Weib! Ich künze in ihr Zimmer, gar nicht bemerkt, meine Schritte zu dämpfen, hastig, mit den Sekunden ringend, stürze ich hinaus, trete die Tür ein — da sieht die Orlowska, lagert ins Dorf hinunter, sieht jede Bewegung der Truppen, hat die verfluchte Hahnennote vor sich und läßt eben den Hahn in einem abgehobenen Telephonhörer irgend ein verabredetes Signal krähen. Wir wußten natürlich nichts von der heimlichen Telephonleitung. Musja ist garnicht erschrocken, sie sagt ganz still: „Ich muß — aber ich hab dich lieb, schone mich!“ Ich nehme den Revolver. Sie sieht mich sassungelos an: „Du lieber, brauner Bub . . . ich bin noch so jung.“ Dann knall ich einen Maximschuß los. Sie begriff es nicht, daß ich sie preisgebe. Der erste meiner Leute ist an der Türe. Da schreit die Orlowska kreischend wie der Dahn auf der Uhr: „Ehe der Dahn zweimal kräht, werde ich dich dreimal verraten haben — brauner Bub.“

Die Orlowska wurde als Verräterin erschossen. Es gab keinen Strid für — für — ah — ihren schönen Hals. Eine Stunde später nach der Szene im Schlafzimmer überstiegen uns die Russen von dem niedrigen Walde her. Es war eine harte Arbeit, sie zurückzuschlagen.

Später habe ich noch ein paar Gesichte mitgemacht. Nächsterweilte oft in Dörfern, so um das Morgenrotan, hab ich gehört, ob ich keinen Dahn krähen höre. Es krähte kein Dahn der Orlowska nach mir. Nie — ich hab niemals dort oben einen Dahn gehört! In den Karpathen wurde ich verwundet. Nicht schlimm. Brustschuß. Beinahe ganz heil wieder. Ich kam nach Prag ins Lazarett. Und — nun kommt das Tollste. Hören Sie gut zu. Einen Schluß zuvor. Prost!

Ja, in Prag also. Ich kannte die Stadt nicht. Hatte mich oft getrennt darauf, einmal in all die Romantik hineinschauen zu dürfen, von der man so vom Hörensagen, aus Romanen und auch vom Kino her weiß. So ein Schuß Romantik war ja immer in mir. Aber, daß es so verworrene Dinge geben könnte . . . Sie dürfen mich darum nicht für einen Träumer halten, ich hab wirklich nur auf der Kadettenchule ein Duzend blödsinnige Gedichte gemacht — also; wie ich zum erstenmal spazieren gehen durfte, ließ ich mich nach dem Grabstein führen, hummelte durch das Admistrantenkäse, wo die Purpurläuter so winzig sind, daß man sie an ihren Schornsteinen um den Hals nehmen kann, und wie es langsam Abend wurde, da kam ich auf den Mikhäder Ring. Ich mußte mir doch die Wunderuhr am Rathaus ansehen, von der man schon im Volksschullesebuch was hört. Daß ich Ihnen das schon gesagt, daß ich die ganze Zeit nach der Orlowska keinen Dahn krähen hörte? Ja, das hab ich Ihnen gesagt. Es war so ein Abend wie der, als sie mich kennen lernten. Ein ganz unwirklicher Abend. Ich also schon mir wie hundert andere Gaffer die alte Spielerei

an; freu mich über die Puppen, sehe zu, wie der Holzgeschnitte Tod läutet, und — na, ich hab' im Augenblick gestanden, Sie dürfen nicht glauben, daß ich weidlich bin — auf einmal sehe ich, wie das dumme Hähchen da oben sich bewegt. Nun ging alles blühschnell. Der wird doch nicht krähen, dent ich noch, und es wird mir eiskalt. Aha, die Wunde — — doch wieder Fieber! Und da kräht das Vieh schon. Ganz deutlich. Der erste Hahnenschrei! In dieser Sekunde springt — Herr, ich bin nicht verrückt, ich hab's deutlich gesehen — springt die Orlowska vor mich. Sieht mir mit qualvollen, gemarterten Augen ins Gesicht, und das eine Auge ist böse wie die Pest. Dreimal tanzt das Weib rasend schnell vor mir hin und her. Jedesmal gibt's mir einen Stich im Kopf. Das dritte Mal hör ich sie ganz deutlich lachen, und ihr Vachon nimmt der Dahn auf und kräht zum zweitenmal. Und, was glauben Sie, kräht er? „Brauner Bub“, kräht er. Dann ist der Spul aus. Sie, die tote Orlowska, war in Prag, und ehe der Dahn zweimal krähte. . . Da packt mich ein Kamrad am Arm: „Mensch,“ schreit er, „was ist denn mit dir?“ Er fährt mich über die Straße. — Unter den Lauben sah ich einen Spiegel, darin mein Gesicht, gelb wie eine Zitrone, und mein Haar — weiß wie Schnee — mein braunes Haar — weiß — weiß — weiß.

Glauben Sie, war es die Orlowska?

Oder kam es von der Wunde?

Wie seltsam, seit der Zeit höre ich vor der Uhr den Dahn nicht mehr krähen — — —

Oder — oder war es, weil es gerade in Prag geschah? Prag — Romantik? Was glauben Sie?

Die vorsorglich Annehärb.)

Der Anne Bäch ihr Mann war krank,
An Beß erschien sei Leide,
Er klagt viel über Adennot
An Steches in der Seide.

„Du Liesche, laß zum Dolter emal,
Gleich mißt er arder kumme,
Das gleich, das kost e Extramar!
Deht zwar de Dolter krumme.“

Doch macht er wirklich auf de Weg
Sich gleich ohn lang Besinne
An siebt de Puls dem Patient
An horcht em vorn im Hinte.

Er schreibt was gese's Fieber auf
An auch was for zum Leese.
Dann will er grad zur Dühr emaus
An widder in sei Schiese.

Er hat schon guden Tag gesacht,
Da fällt sein letzter Blic
Em uff en Korb mit Eier,
Gewiß an hundert Stüd.

An weil bei seiner Frau er sieht
War gern e froh Gesicht,
So denkt er: ei, was die wohl lacht,
Wann se die Eier kriecht.

„Mit da dem Kerbche Anne-Bäch,
Braucht sie net lang zu laufe,
Ich gebb chr, was se have will,
Ich will die Eier kause.“

Da schnuffelt laut die Anne-Bäch
An stennt wie net gekheit;
Starck deut se auf ihren kranke Mann
An spricht in großem Leid:

„Derr Dolter, nee, das dirse Se
Wer wirklich zu net mute,
Da licht mein Dannes krank im Bett,
Der liebe Mann, der gute.“

Mer weest in seiner Krankheit net,
Bleibt er nach wohl herhoyer,
Bei so em hohe Fiever
Geht einer leicht entwoer.

Jedoch, geht er entwoer“
— So ruft se schmerzlich aus —
„Braach ich nachher die Eier
Doch selbst beim Leichschmaus.“

*) Aus „Pesse-Späh.“ Zweites Pest: Vom Krißche. Von Martha Frohwein-Büchner. N. O. Schwert Verlag, Marburg.

Geschichten vom Salat.

Der Salat in seinen mannigfachen Gestalten und Formen hat an unserer Kriegstafel eine besondere Bedeutung gewonnen und dient in diesen Zeiten, da wir auf eine einformigere Kost als früher gestellt sind, mehr denn je zur Belebung und Verfeinerung der Speisekarte, erscheint als das beselende Element der Küche, als das ihn die Epheur aller Zeiten begeistert gepriesen haben. Der Salat, dieses eigentlich so unscheinbare Gericht, ist von altersher der Liebling der Feinschmecker gewesen, die ihn in zahllosen Lobreden feierten. Haben doch schon die alten Philosophen aus einer Stelle des Lucian den Schluß gezogen, daß die Götter Griechenlands außer ihrem Nektar und Ambrosia noch Salat genossen, ja daß Debe darin gern des Guten zu viel tat; bei Plautus regnet ein Kenner das „Kraut mit Essig und Salz“ zu den „Königlichen Speisen“, während der Philosoph Aristoteles von Syrene alltäglich der Mutter Erde für den „grünen Kuchen“ dankte, den sie ihm in ihrer Güte als höchsten Genuß spendet. In der Renaissance fand der Dichter Volza keinen würdigeren Stoff für ein episches Gedicht als den Salat, als dessen Gefährter er Adam im Paradiese dreist und von dem er sagt, Vorberer, Myrthen und alle anderen gefeierten „Gemüse“ müßten ihren Ruhm an den Salat hingeben, der mehr Glück und Freude bereite als sie alle. Ganz besondere Kräfte freilich wies der sprichwörtlich gewordene „Salat des Papstes Sixtus V.“ auf, den dieser einem armen Freund als Heilmittel sandte und der auf seinem Boden eine mit Fischen gespickte Börse guthielt. Zu allen Zeiten erklingt das Preislied des Salates. Da findet ein Philosoph in der Kostlichkeit dieser Speise den besten Beweis für die Notwendigkeit des vegetarischen Lebens, und Rousseau, der den Salat nur von den Händen eines Mädchens zwischen 15 und 20 Jahren bereitet wissen wollte, sieht in seiner Verteilung ein Hauptmittel gegen Grausamkeit und Bluttier. Was gibt es Höflicheres als einen grünen, frischen und schmackhaften Salat,“ rief Don Quixote aus, als ihn Cervantes so weise Bemerkungen über die Kunst der Küche machen läßt. Wie sehr sich bereits unsere Vorfahren mit dieser „Speise der Speisen“ beschäftigten, geht aus den Angaben eines der ältesten deutschen Kochbücher hervor, dem des Marx Rumpolt vom Jahre 1501. 50 verschiedene Salate werden hier angegeben, neben den mannigfachen Arten des Blattich, der eigentlichen Salatpflanze, Gurken, Kapuziner, Endivien, Kresse, Sellerie, Spargel, Bohnen, Kartoffeln, rote Rüben, Sauerampfer usw. Ein besonderer Salatbereiter, der Freierher v. Bienenried, hat in einem dicken Buch, so wie ein Kunstfreund den Katalog seiner Sammlung darbietet, die reiche Fülle von Pflanzen zusammengefaßt, die die gütige Natur zur Bereitung der mannigfachen Salate uns schenkt. In Frankreich, dem klassischen Lande des Salates, wo es heißt, daß ein guter Franzose nur zwei Speisen nötig habe, Suppe und Salat, haben sich große Gelehrte über die beste Zubereitung dieses Nationalgerichtes den Kopf zerbrochen, und es kam zu einem edlen Wettstreit zwischen den beiden berühmten Chemikern Fourcroy und Chaptal, wer das beste Rezept angab. Chaptal siegte. Der gelehrteste Salatkünstler aber war der „große Gaudet“, der den Kultus dieses Gerichtes während der französischen Revolution nach England brachte. Als holländischer Emigrant lächelte er nach London; der vornehme Aristokrat konnte nur eins: nach der damaligen französischen Mode den Salat aus schmackhafteste und zierlichste zubereiten. Diese Kunst begeisterte die Briten so, daß sie ihn wie ein Wunder ausstauten. Im eigenen Wagen fuhr er von Diner zu Diner, erhielt für die Zubereitung einer einzigen Portion Salat 10 Guineen und war so beschäftigt, daß er sich alle Aufträge wenigstens eine Woche früher erbitten mußte und auf diese Weise zum reichsten Manne wurde. Auch Deutschland hat damals seine „Salatkünstlerin“ gehabt. Es war die schöne Madame Drake, die Wirtin des Hotels zur Stadt Rom, des besten Gasthofes in Berlin um 1790; jedes Tischgespräch an ihrer vielbesuchten Tafel verhiemte und machte der Bewunderung Platz, wenn sie die langen weißen Handschuhe, in denen sie gegessen hatte, ablegte und mit deutschem Ernst bat, man möge sie nicht stören, denn solle der Salat glücken, dann müsse sie sich ganz ungeteilt seiner Bereitung widmen. Der Baron Baerit, ein Feinschmecker, dem wir eine lange gelehrte Abhandlung über den Salat verdanken, ist geneigt, in der Verbreitung und Verehrung dieser Speise bei einem Volke einen Maßstab für seine Kultur zu suchen. Nach dieser klünnen Behauptung wären wir Deutschen im Kriege viel weiter gekommen, denn der Salat hat sich bei uns immer mehr eingebürgert. Jene letzten Tiefen der „Salatkunst“ freilich werden nur wenige erreichen, von denen Baerit sagt: „Mit allem Geisse, den man haben mag, ist man ebenso wenig, wie mit aller Weisheit allein imstande, einen guten Salat zu bereiten; es gehören grundeigentlich hierzu durchaus vier Menschen: ein Verschwendler, der das Del gibt und gießt, ein Geißhals für den Essig, ein Weiser zum Salz und ein Narr zum Wenden und Mengen der vier Elemente.“

Vermischtes.

* **Gemüseverwertung und Fettmangel.** In weiten Kreisen herrscht noch immer die Ansicht, daß Gemüse ohne Fett zubereitet unschmackhaft sei; hier und da mag man vielleicht an die in England vielfach übliche Art der Gemüsezubereitung denken, wo man

sich an dem Abkochen der Gemüse in Salzwasser genügen läßt. Man verzichtet daher bei dem kurzzeit bestehenden Fettmangel lieber auf den Genuß von Gemüse, eine bereits zur Spargelzeit gemachte häufige Beobachtung. Es besteht heute die Gefahr, daß auch die demnachst in Massen auf den Markt kommenden feischen Gemüse wie Erbsen, gelbe Rüben, Bohnen, Kohlrabi usw., nicht in genügendem Maße zum Verbrauch herangezogen werden. Demgegenüber muß immer wieder darauf hingewiesen werden, wie notwendig eine restlose Ausnutzung aller Lebensmittel ist. Es ist als besonders vermerktlich zu bezeichnen, lediglich infolge Geschmacksverwöhnung wertvolle Nahrungsmengen zu verweigern, die dazu geeignet sind, den Verbrauch knapper Lebensmittel, z. B. des Fleisches, zu erleichtern und reiche Abwechslung in die tägliche Kost zu bringen, die aber, wenn nicht alsbald verbraucht, dem Verderb ausgehört sind. Es sollten daher schon aus Gründen der hygienischen Verwendung knapper Lebensmittel und der möglichst restlosen Ausnutzung der uns reichlich zur Verfügung stehenden Nährstoffe die Gemüse möglichst vollständig vom Konsum aufgenommen werden. Daß das möglich ist unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Gemüswertes der Gemüse und Ersparnis knapper vorhandener Lebensmittel, zeigt folgender Vorschlag zur Bereitung von Gemüsen, den wir der Zeitschrift für „Diet- und Gemüseverwertung“ entnehmen: Zu Erbsen und Wurzelgemüsen gibt man statt Fett ein bis zwei Suppenwürfel oder man kocht etwas Knochen oder irische Schwarte ein paar Stunden in wenig Wasser, gießt dies durch ein Sieb und kocht dann in der Brühe das Gemüse weich. Fünf Minuten vor dem Anrichten eine rohe geriebene Kartoffel hineingegeben, macht das Gemüse sämig. Ein Eigelb den Gemüsen beigefügt, macht diese auch ohne Fett schmackhaft.

* **Rach- und Zwischenfrüchte im Gemüsebau.** Die Notwendigkeit, die Felder und Gärten durch Rach- und Zwischenfrüchte noch ausgiebiger als bisher auszunutzen, ist in diesem Jahr besonders dringend. Kein Garten- und Feldbesitzer sollte die gerade jetzt noch geeignete Zeit verpassen und sich Pflanzlinge verschaffen. — zur Aussaat ist es bereits zu spät —, um sie als Nach- oder Zwischenfrucht anzubauen. Nach Wintergerste, Frühroggen, Erbsen, Frühkartoffeln, Frühkartoffeln, Frühsohl und Zwiebeln können noch andere Früchte angebaut werden. Zum Anbau eignen sich z. B. besonders Kohl- oder Steckrüben, die ebenso wohl als menschliches Nahrungsmittel wie auch als Viehfutter in Betracht kommen, sowie Blätter- oder Grünsohl. Die Pflanzung kann noch den ganzen Juli evtl. August hindurch vorgenommen werden und auf abgeernteten Feldern und Beeten bereits durchgeführte oder auf demnachst abzuerntenden als Zwischenfrucht geiebt werden. Da bisher der Verwendung von Zwischenfrüchten im Garten, sowie im Feldgemüsebau nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, so kann auf diese Notwendigkeit gerade in diesem Jahre nicht oft genug hingewiesen werden. Ist den Bohnen, Früh- und Spätkartoffeln genügend Reihenabstand gegeben, so ist es sehr zu empfehlen, bereits jetzt zwischen diese die jungen Pflänzchen der Spätgemüse auszusäen. Bei der Übernutzung ist zwar etwas Vorsicht geboten, andererseits aber der Vorteil erreicht, daß die jetzt geiehten Pflänzchen sich kräftig entwickeln haben und eine gute und zeitige Ernte versprechen. Das Aussäen von Rach- und Zwischenfrüchten gestattet eine wesentlich intensivere Wirtschaft. Es erbringt nennenswert höhere Ernteerträge und es ist daher eines der erfolgreichsten Mittel, die Erzeugung zu steigern.

* **Suppe aus Schotenjhalen.** Die „Rössische Zeitung“ macht auf die Verwendung der Schotenjhalen zur Suppenbereitung aufmerksam. Sie schreibt: Eine erfahrene Hausfrau teilt uns mit: Nach altem Vorkommen läßt man die grünen Erbsen aus den Hülsen und wirft die Schalen dann in den Mülleimer, oder vielmehr legt in die Dönnne für Viehfutter. Aber diese Schalen des köstlichen Frühjahrgemüses sind sehr gut für menschliche Nahrung zu verwerten. Man entferne die Stiele, koch die Schoten, die gut gewaschen sein müssen, eine Stunde in Wasser auf scharfer Feuer und rühre sie dann durch ein Haarsieb, es ergibt sich dann ein dicker Brei, nur die harten Bestandteile der Schoten bleiben im Sieb zurück. Dieser Brei, mit Wasser, Butter, Salz und etwas Zucker vermischt, gibt eine köstliche Suppe, die man, wenn sie nicht bündig genug sein sollte, mit etwas Mehl verdicken kann. Will man die Suppe besonders fein haben, so tut man noch eine Handvoll grüne Erbsen dazu, oder richtet sie mit gebräunten Semmelstücken an. Doppelte Verwertung des Gemüses und eine schmackhafte und sättigende Suppe an fleischlosen Tagen sind gewiß nicht gering zu schätzen. Junge Schotenjhalen sind auch direkt dem Schotengemüse zuzufügen und erhöhen seine Nährkraft und seinen Wohlgeschmack. Bei dieser Gelegenheit sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Verwendung der Blätter von jungem Kohlrabi und Kohl in viel weitergehender Weise erfolgen kann, als es bisher üblich war. Sie können fast restlos für die Gemüseherstellung Verwendung finden.

* **Verwertung des Anfallkorns auf den Feldern!** Die bevorstehende Weisernte bietet Gelegenheit, auf eine Einrichtung hinzuwirken, die es ermöglicht, das bei der Ernte auf den Feldern anfallende Korn noch der Produktion nutzbar zu machen. Es handelt sich darum, eine Möglichkeit zu schaffen, das Geflügel auch auf in weiterer Entfernung vom Hof liegenden Stoppelwäldern zu schaffen, um ihm hier Gelegenheit zu bieten, daß meist sehr reichlich ausgefallene Korn aufzuwickeln. Viele größere

und mittlere Güter haben sich zu diesem Zweck an einem alten, nicht mehr selbstdienfähigen Wagen mit Hilfe alter Bretter und des Stellmachers ein kleines Häuschen errichtet, dieses mit Spitzstangen und Keilern versehen, an der Schmalseite die berührte Hühnerleiter, die zu einem kleinen durch Kalktur verschließbaren Loch führt, angebracht und fertig ist eine Einrichtung, die gewiß wie kaum eine zweite in der Landwirtschaft geeignet ist, das geringe Anlagekapital als das beste zu verzinne. Will man bei Benutzung dieses Geflügelwagens Unannehmlichkeiten vermeiden, so gewöhne man das Geflügel schon auf dem Hofe einige Tage vor dem ersten Felddienst an seine Benutzung und man wird finden, daß sich das Geflügel, gedacht ist in der Hauptsache an Enten und Hühner, so an sein Heim gewöhnt hat, daß eine Beaufsichtigung gänzlich unnötig ist. Morgens wird der Wagen von den in der Nähe arbeitenden Gespannen mit hinaus genommen und abends mit heimgebracht; ein Stehenlassen im Felde während der Nacht könnte leicht zu Viebstählen verleiten. Das Geflügel findet auf abgeernteten Kornfeldern unter allen Umständen eine mehr als ausreichende Nahrung, welche selbstverständlich die Eierproduktion auf das Günstigste beeinflussen wird. Wie erwünscht aber eine Vermehrung der Eierzeugung ist, braucht hier wohl nicht betont zu werden. Wer sich einen derartigen Wagenbau hält, vergesse nicht, ausreichendes Trinkwasser mit zu Felde zu schicken, man stellt es am besten unter den Wagen in den Schatten. Wo die Dreschmaschine auf dem Felde gearbeitet hat, sind die Verhältnisse natürlich besonders günstig. Man fahre den Geflügelwagen auch ruhig oder erst recht noch auf den Schlag, wenn der Schälpsflug schon die Stoppel bricht, auch er bringt noch manch einen wertvollen Futterhappen für das Geflügel an die Oberfläche. Da es eine andere Verwertungsmöglichkeit für das Streunorm wie die Ausnutzung durch das Geflügel nicht gibt, wäre die ausgereicherte Einführung der vorgeschlagenen Einrichtung dringend erwünscht. Ungezählte Zentner Korn, die sonst nutzlos verloren gehen, könnten hierdurch Ernährungszwecken erschlossen werden.

Büchertisch.

— **Bong's illustrierte Kriegsgeschichte**, Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild[®]. 84.—86. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— **Der Kunstfreund**, Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde. Ab. D. Freisch Verlag Berlin-Schöneberg. Inhalt: Walthar Sturm; Madonnen, Ernst Müller; Farben und Farbstoffe, Edith Bruner; Mohammed, Theodor Gary; Soldatenlieder, Eberhard Buchner; Kriegschroniken.

— **Die Champagne-Herbstschlacht**, Zusammenge stellt und herausgegeben von Armeekorpskommando 3. Mit einem Geleitwort von Oberbefehlshaber in der Champagne, General v. Einem. Preis fleißig gebunden 80 Pfg., in Leinen gebunden 1 M. 40 Pfg. Verlag von Albert Langen in München und Leipzig.

— Unter die größten und entscheidendsten Ereignisse des Weltkrieges gehören die Herbstschlachten des Jahres 1915 in der Champagne und im Atois. Die Einheitlichkeit der Vorbereitung, die Wucht der Durchführung, die Schwere der möglichen Folgen stellen das Ringen in der Champagne in den Vordergrund. Es war das erste Mal, daß die Nahkämpfe durch ein tagelanges Artilleriefeuer von bisher unerhörter Stärke und Dauer eingeleitet wurden. Die Schilderung dieser Ereignisse aus berufener Feder und durch die Stelle, die über eine volle Uebersicht und die größte Vollständigkeit der Unterlagen verfügt, gibt dem Buche einen besonderen und dauernden Wert. Er wird durch die Tatsache noch erhöht, daß der Oberbefehlshaber in der Champagne dem Buche ein eigenes Geleitwort vorangestellt hat. — Der Reimertrag des Buches ist ohne jeden Abzug für die Hinterbliebenen der während der Herbstschlacht in der Champagne gefallenen Kameraden bestimmt. Darum hat das Armeekorpskommando 3 die Herstellung und den Abzug im Deere selbst in die Hand genommen, während der Vertrieb in der Heimat dem Verlag von Albert Langen übertragen wurde. Dem guten Zweck des Buches, für den jeder Käufer auch sein Scherlein hergibt, wird eine schöne Summe zugeführt werden können; mußte doch die erste Auflage während des Druckes auf 500 000 Exemplare erhöht werden.

— **Freiherr von Schlicht**, Der Gefechtsesel, Meiers Hofe. Zwei Bändchen ausgewählte Militärhumoresken mit Umschlagzeichnungen von Eduard Thöny. Preis jedes Bändchens gebunden 1 Mark. — Verlag von Albert Langen in München.

— In diesen beiden im Verhältnis zum Preise sehr reichhaltigen und hübsch ausgestatteten Bändchen sind aus den früher zahlreich im Langenschen Verlage erschienenen Militärhumoresken des Freiherrn von Schlicht die besten ausgewählt, und so sind zwei Bücher entstanden, die heutzutage, wo militärische Dinge jedermann betreffen und im Mittelpunkt des Interesses stehen, sicher vielen Leuten, namentlich auch unseren Soldaten im Felde, große Freude machen werden.

— **Frauenschneider Gutschmidt**, Roman von Otto von Goldberg, (Verlag von Ullstein & Co., Berlin). Mit köstlicher Sachlichkeit schildert der Verfasser das Berlin der Kriegszeit, dessen unruhiges Weltstadtbetriebe trotz allem fortlebt. Aber sein beob-

achtender Blick dringt tiefer; Menschenzüge entziffert er, und eine ernste, andachtsvolle Stimmung durchweht die letzten Kapitel.

— **Die Weltliteratur**. Jeden Samstag ein Werk. Die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker. 10 Bf. die Nummer. Vierteljährlich 1.20 M. Nr. 27, Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Verlag: Die Weltliteratur. München 2, Hörberggraben 24.

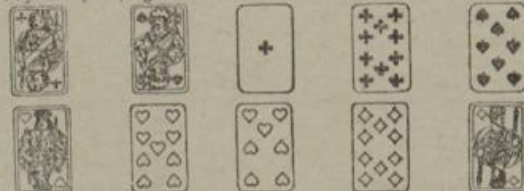
— **Die Leipziger Illustrierte Zeitung** (Verlag J. J. Weber) hat mit Nr. 3809 am 29. Juni ihre hundertste Kriegszahl herausgegeben. Sie wird eröffnet durch eine stimmungsvolle Zeichnung von der Trauerfeier für den verstorbenen Generaloberst v. Moltke in der Invalidenkirche zu Berlin von Walter Hammer. Dann folgen interessante Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz: „Leitungssitten im Granatfeuer vor Verdun“ von Martin Frost, „Straße in Neuve-Chapelle nach dem Kampfe“ von Professor Hans W. Schmidt, „Ein von den deutschen Truppen in der englischen Stellung bei St. Eloi gesprengter Minenrichter“ (Doppelseite) von Max Böschmann, reizvolle Aufnahmen von einem Sportfest unserer Feldgrauen vor Reims u. a. m. Weitere Aufnahmen zeigen uns die Erfolge österröschisch-ungarischer Bundesgenossen auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Die spannende Serie „Von Belgrad bis Cetinje“ führt Richard Kmann in drei brillanten Zeichnungen zu Ende. Den Feldenkampf unserer Schutztruppe in Kamerun schildert ein dreiseitiger, reich illustrierter Beitrag. Die Festspiele im Berliner Stadion und die Ausstellung „Das wirkende Rote Kreuz in Hannover“ führen uns treffliche Aufnahmen vor Augen. Von dem textlichen Inhalt des Heftes verdient der Leitartikel „Der Weltkrieg als Krisis des Idealismus“ von Dr. Heinrich Scholz besondere Beachtung. Mit einer wichtigen Zukunftsaufgabe beschäftigt sich der Aufsatz „Deutschlands Spende für Säuglings- und Kindererziehung“ von Kabinettsrat Dr. v. Behr-Pinnow. Die Leistungen des Reichsversicherungsamtes werden anlässlich des 60. Geburtstages seines Präsidenten Dr. Paul Kaufmann von Dr. Franz Servaes gewürdigt.

— In der Zone des Kugelregens liegt das Städtchen Agincourt. Es ist fast vollständig zusammengeschossen. Auch die Kirche liegt in Trümmern; nur ein paar Heiligenbilder, die fast unverfehrt geblieben sind, ragen unter dem Schutt der zusammengefallenen Mauern empor. Es ist ein ergreifendes, anlagendes Bild, das die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ in ihrer neuen Nummer 26 darbietet. — Für die Zerstörungsgewalt der Seekriegswaffen gibt die Aufnahme eines englischen Schiffes aus der Seeschlacht im Stageraal ein Beispiel, und ein Blick in die Konstruktionswertstätte eines Torpedobootzerföres und andere schiffstechnische Darstellungen entsprechen dem durch die große Seeschlacht wachgerufenen Interesse für derartige Dinge. Auch sonst bietet diese Nummer viel des Interessanten und schriftstellerlich Wertvollen. Sie kostet einzeln 25 Pf. — Das Halbjahresabonnement kostet M. 5.—. — Der Bezug durch deutsche Postämter ist gestattet. Aber auch alle Buchhandlungen können die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ liefern.

— **Schweizer Illust. Zeitung**. Von der Ankunft kontinentaler Schützen aus der französischen ostasiatischen Kolonie in Paris bringt die neue Nummer 27 der „Schweizer Illustrierten Zeitung“ (Zofingen) eine interessante Aufnahme. Wie viele dieser armen gelben Vürchen werden ihre Heimat wiederssehen? Verdun wird wohl für die meisten von ihnen das Grab werden. Zwei Bilder des Verdun vorgelagerten Forts Douaumont zeigen die dort angerichteten Verwüstungen: kein Fleckchen Erde ist ungetroffen geblieben! Die Gegend von Verdun wird der an Monumenten reichste Teil der „Via sacra“, der Gräberstraße vom Bas de Calais bis zur Schweizergrenze, werden. Dieser englischen Idee widmet die „Schweizer Illustrierte Zeitung“ zwei Seiten mit neun Bildern eigenartiger Soldatengräber. Bis aber der Frieden kommt, der diese Idee verwirklichen könnte, wird im Westen und Osten noch viel Blut fließen. Die neue russische Offensive, von der drei Ausnahmen gebracht werden, hat die Hoffnung auf einen Sonderfrieden zerstört, und die Sorge und Not wächst auch bei den Neutralen beständig; ein Bild aus Amsterdam von den dortigen Protestdemonstrationen gegen die Vertreibung der Lebensmittell zeigt davon.

Stat.-Aufgabe.

Vorhand hat folgende Karte:



Sie kombiniert Pique-Neum und findet noch Carreau-Sieben. Das Spiel wird gewonnen. — Wie mußte gespielt werden und wie standen die übrigen Karten?

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Koffee, Kaffee, Kaffee.